

WACHSTUM - EHRENRETTUNG EINES MYTHOS

Reinhard Fuhr und Martina Gremmler-Fuhr schreiben vom „Mythos Wachstum“ und möchten „den Begriff ‚Wachstum‘ (...) gerne aus dem Katalog der Schlüsselbegriffe der Gestalttherapie streichen“. *1) Mir wird immer unbehaglich, wenn tradierte und in meinen Augen wertvolle Begriffe einfach über Bord geworfen werden sollen - aber darauf werde ich hier nicht weiter eingehen. Auch mit der Begründung der Autoren für diesen radikalen Schnitt möchte ich mich nicht auseinandersetzen; zumal da auch nicht so viel zum Auseinandersetzen auffindbar ist, da die Fuhrs gerade einmal viereinhalb Seiten ihres Artikels auf die Wiederlegung dieses Begriffs verwenden (wobei sie mit keinem Wort erklären, warum sie ihn als „Mythos“ bezeichnen) und auf den restlichen neunzehneinhalb ein auf Ken Wilbur basierendes Entwicklungsmodell entwerfen. *2)

Ganz vermag ich diese lobenswerte Selbstbescheidung allerdings nicht durchzuhalten. Findet sich doch in ihrer Beschreibung des Begriffs der „Integration“, den sie gerne an die Stelle von „Wachstum“ setzen würden, der folgende bemerkenswerte Halbsatz: ...”vermutlich gibt es auch keinen Dissens darüber, dass eine ethnozentrische Sichtweise mit einer feindlichen Einstellung gegenüber dem Fremden (...) einer weltzentrischen Haltung mit Offenheit und Toleranz gegenüber dem Fremden heute vorzuziehen - also als hierarchisch höherwertig - einzustufen ist.” 3) Und ob es darüber Dissens gibt!

Nun vermag ich mir nicht vorzustellen, dass Martina Gremmler-Fuhr und Reinhard Fuhr diesen Satz tatsächlich so gemeint haben könnten, wie er im Buch steht. Er ist aber auch dann fragwürdig, wenn man ihn „vom Kopf auf die Füße“ stellt. Nach der eigenen Interpretation der Autoren ist Kennzeichen nichtpathologischer Hierarchien: „dass die jeweils höhere Stufe die vorhergehenden Stufen umfasst bzw. einschließt.“ *4) Mithin würde Toleranz gegenüber dem Fremden ethnozentrische Fremdenfeindlichkeit einschließen, was ich bezweifle. Dagegen ließe sich die Entwicklung von einer ethnozentrischen Haltung zu einer der Toleranz sehr gut als Wachstumsprozeß beschreiben - aber genug davon! Wie gesagt möchte ich gar nicht mit den Fuhrs streiten - zumal ich ihr Entwicklungsmodell interessant und diskussionswürdig finde - ich vermag nur nicht einzusehen, warum die Begriffe „Wachstum“ und „Integration“ nicht auch weiterhin nebeneinander bestehen und sich wechselseitig ergänzen können, wie sie es viele Jahre lang friedlich getan haben. Ausgerechnet in einem Science-fiction-Roman fand ich die bedenkenswerte Frage, warum eigentlich immer eine Idee durch eine neue ersetzt werden müsse - als ob der Kopf nicht genügend Platz für unterschiedliche Ideen böte.

Zweck dieses Aufsatzes ist es, eine Definition des Begriffs: „Wachstum“ zu geben und damit zugleich zu erklären, warum für meine Arbeit Wachstum ein zentraler Begriff ist - und es bleibt. Natürlich kann man im Interesse wissenschaftlicher Genauigkeit biologische Metaphern - die naturgemäß nie exakt sein können - ganz ablehnen. Was die Sprache dadurch an Klarheit gewönne, verlöre sie aber an Schönheit und Anschaulichkeit. Auch hier glaube ich, dass beide Formen nebeneinander bestehen können und ihre Berechtigung haben; dass die Sprache des Geschichtenerzählers eine sinnvolle Ergänzung, vielleicht mitunter auch ein notwendiges Korrelat zu der des Wissenschaftlers ist.

Wachstum und Grenzen.

Wachstum bedeutet: sich innerhalb seiner Grenzen entfalten, dabei seine eigene Form finden und diese bewahrend die Grenzen erweitern. Wobei Form nichts Starres und Unveränderliches meint, sondern einfach die Möglichkeit, Dinge auf unsere eigene Art zu tun.

Das Wachstum hemmen Einflüsse, die uns hindern, unsere Grenzen zu erweitern und ebenso solche, die den Ausdruck unserer Eigenart beeinträchtigen. *5)

In dieser Formulierung bezieht sich die Definition auf das psychische Wachstum von Menschen, sie ist aber exakt vom biologischen Faktum des Wachstums abgeleitet. Augenfällig ist, dass der Definition des Wachstumsbegriffes der Begriff der Grenze immanent ist; dass Wachstum und Grenzen zusammengehören. Dass die Wachstumsmetapher in der Übertragung auf die Ökonomie fatale Konsequenzen zeitigt, ist dadurch bedingt, dass dieser Zusammenhang übersehen und der Begriff damit eben nicht von biologischen Gegebenheiten abgeleitet wurde. In der Natur werden wir 30 m. hohe Fichten finden, unter besonders günstigen Umständen vielleicht auch einmal eine 50 m. hohe, aber niemals eine, die 60 m. hoch wäre. Es gibt kein unbegrenztes biologisches Wachstum; unbegrenztes Wachstum ist immer pathologisch!

„Wachstum“ ist keineswegs ein ausschließlich quantitativer Begriff, als solcher könnte er keine Polaritäten beinhalten. Neben der genannten - zwischen Wachstum und immanenten Grenzen - zeigt bereits diese erste Definition eine weitere Polarität auf: die zwischen dem Bestreben, seine Grenzen zu erweitern und dem, seine Eigenart auszudrücken. Denn der Ausdruck der Eigenart impliziert die Anerkennung bestimmter Grenzen. (Ich werde meine Grenzen nicht dahingehend erweitern, physische Gewalt gegen Frauen in mein Verhaltensrepertoire aufzunehmen, weil dies meiner Eigenart absolut widerspräche). Wenn ich Wert darauf lege, Dinge auf meine eigene Art zu tun, so bedeutet das auch, sie im Rahmen meiner Grenzen zu erledigen (oder auch aufzuschieben). Die Polarität zwischen dem Bedürfnis, meine Eigenart auszudrücken und dem, meine Grenzen zu erweitern ist eine Ausdrucksform der grundlegenden Polarität zwischen dem Bestreben,

Geborgenheit in einem stabilen Rahmen zu finden und dem Wunsch, Neues auszuprobieren; zwischen Sicherheit und Freiheit. Allerdings verläuft diese Parallele keineswegs immer gradlinig, es kann auch Ausdruck eines Strebens nach wirklicher oder vermeintlicher Sicherheit sein, die Eigenart gerade nicht auszudrücken.

An jedem der beiden Pole können Einschränkungen das Wachstum beeinträchtigen, hemmen oder ganz verhindern. Auch diese Polarität ist biologisch abgeleitet: je härter die Umweltbedingungen, desto schwieriger wird es für den Organismus, Grenzen zu erweitern. Folgerichtig werden Bäume im Gebirge immer kleiner, je höher ihr Standort ist. Zur Eigenart eines Organismus gehört die Anpassung an bestimmte Umweltbedingungen; und es ist unwahrscheinlich, dass eine Palme in einem Garten in Schleswig-Holstein ihre optimale Größe erreicht.

Wachstum und Wurzeln

Gerade in seiner biologischen Ableitung enthält der Begriff „Wachstum“ eine weitere Polarität von essentieller Bedeutung; bezeichnet durch die kontinuierliche Bewegung nach Außen auf der einen, den inneren Halt, der eine solche Bewegung ermöglicht, auf der anderen Seite.

Hier zitiere ich noch einmal einige Sätze von Martina Gremmler-Fuhr und Reinhard Fuhr, die ich nicht unwidersprochen lassen will. Die Fuhrs schreiben zu Beginn ihres Aufsatzes: „Gefühle dürfen heute gezeigt, Impulse ausgelebt werden, und Spontaneität steht hoch im Kurs.“ *6) Bereits diese These scheint mir fragwürdig. Die Bänker- und Jungunternehmerkultur, die ihrem eigenen Selbstverständnis nach wesentlicher Träger des „Zeitgeistes“ ist, erscheint geprägt von freiwilliger Selbstbeschränkung der Karriere wegen, von exzessiver Arbeitswut und Opportunismus. Ich glaube nicht, dass Spontaneität in einer solchen Atmosphäre wirklich „hoch im Kurs“ stehen kann und das Zeigen von Gefühlen noch weniger.

Die Fuhrs postulieren, es gäbe kaum noch ernst zu nehmende Verdikte gegenüber Gefühlsäußerungen und Spontaneität und fahren fort: „Im Gegenteil: bei vielen Kindern ist heute zu beobachten (und die Grundschullehrer der Nation wissen ein Lied davon zu singen), dass nicht etwa das Ausleben von Impulsen und Gefühlen ein Problem ist, sondern die angemessene Kontrolle egozentrischer Impulse und der zeitweise Aufschub von Bedürfnissen.“ Das halte ich für eine Fehleinschätzung. Diese Passage habe ich übrigens mit meiner Frau diskutiert, die sowohl Grundschullehrerin ist als auch hyperaktive Kinder therapeutisch betreut und die hier in mein Lied miteinstimmt. Richtig ist, dass immer mehr Kinder durch das Ausleben egozentrischer Impulse den Unterricht oder auch das Familienleben beeinträchtigen. Das hat aber nur wenig mit Spontaneität und gar nichts mit dem Ausdruck von Gefühlen zu tun. Diese Kinder sind egozentrisch und ständig in Bewegung aus dem inneren Druck heraus, sich selbst nicht wahrnehmen zu wollen. Durch ihre Aktivität drücken sie nicht ihre Gefühle aus, sondern vielmehr, dass sie nie gelernt haben, ihre Gefühle wahrzunehmen und adäquat mit ihnen umzugehen. Gerade die Kinder, die den Autoren als Beispiel dafür dienen, dass der Ausdruck von Gefühlen freier geworden sei, sind in Wahrheit ein Exempel für die zunehmende Gefühlsarmut unserer Gesellschaft. Sie sind auf augenblickliche Bedürfnisbefriedigung angewiesen, weil ihnen die Geborgenheit einer sicheren emotionalen Beziehung fehlt, in der sie ihre wirklichen Gefühle ausdrücken können und Resonanz dafür finden. Es fehlen ihnen die emotionalen Wurzeln. *7)

Mit dem Begriff „Wurzeln“ sind wir wieder bei der Wachstumsmetapher angekommen. Wachstum verläuft in zwei Richtungen. Wir sehen aber häufig allein den aufstrebenden und sich verzweigenden Baum und übersehen, dass ebenso die Wurzeln sich tiefer graben müssen, um dieses Wachstum zu ermöglichen. Reichen die Wurzeln nicht aus, wird der Baum fallen. Er vermag nur in dem Maße zu wachsen, in dem das Wurzelgeflecht ihn unterstützt und stabilisiert. Wachstum bedeutet Entwicklung nicht nur nach oben und außen, sondern gleichermaßen auch nach unten und innen. Es ist keine Bewegung in nur eine Richtung, sondern eine Funktion des Gleichgewichtes.

Wir Menschen haben die Wurzeln, die uns stützen und stabilisieren, in unseren Fähigkeiten und im emotionalen Bereich. In den Dingen, an denen wir hängen, den Handlungen, die uns freudige Gefühle vermitteln, in aktuellen oder verinnerlichten Beziehungen; besonders in frühen Beziehungen. Seit vielen Jahren arbeite ich mit geistig behinderten Menschen. Bei ihnen sind diese Wurzeln beeinträchtigt, ungenügend oder auch gar nicht entwickelt. Mit unzureichenden Wurzeln stehen sie schwankend und unsicher in der Welt, trauen sich oft nicht, Beziehungen einzugehen und bleiben weit unter ihren eigentlichen Möglichkeiten. Das Ziel der Arbeit mit diesen Menschen ist es, ihnen so viel Sicherheit zu vermitteln (ihre Wurzeln zu stärken), dass sie zu ihrer eigenen Größe wachsen können.

Wenn wir mit genügend emotionaler Stütze unsere Möglichkeiten adäquat wahrzunehmen vermögen, so brauchen wir uns weder auf die Zehenspitzen zu stellen noch den Kopf einzuziehen. Wir fühlen uns gerade richtig groß. Das ist für mich die eigentliche Bedeutung der Wachstumsmetapher: die angemessene Größe zu finden.

Fixe und veränderliche Grenzen

Für uns alle gibt es unveränderliche, fixe Grenzen. Unsere Körpergröße oder Hautfarbe, unsere Herkunft oder unser Geschlecht vermögen wir nicht zu verändern. Weiter gibt es eine weitaus größere Zahl von Grenzen, die

wir überschreiten könnten, aber nicht überschreiten. Weil uns die Mittel dazu fehlen oder wir glauben, dass sie uns fehlten, weil der Aufwand uns zu groß erschiene, weil wir nie daran gedacht haben, sie zu überschreiten oder sie gar nicht als Grenzen wahrnehmen, weil wir es einfach nicht wollen. Wir schwimmen sozusagen im Teich der freien Möglichkeiten, dessen Rand unseren objektiven, unveränderlichen Grenzen entspricht und sind dabei in einen Kokon aus unseren subjektiven, veränderlichen Grenzen eingehüllt. Schwimmend werden wir unvermeidlich immer einmal wieder an den Rand des Teichs anstoßen, mit unveränderlichen Grenzen konfrontiert werden. In aller Regel stößt dieser Rand uns ab, wir treiben nach kurzem Zusammenprall wieder in die Mitte und vergessen oder verdrängen die Berührung mit den fixen Grenzen.

Indem wir wachsen, erweitern wir unsere Grenzen. Ausschließlich unsere subjektiven, veränderlichen Grenzen vermögen wir zu erweitern. Wir öffnen unseren Kokon für kurze Zeit (die Vorstellung, ihn dauernd geöffnet halten zu können, wäre eine Illusion), ergreifen einige der Möglichkeiten aus dem Teich und fügen sie zu den Möglichkeiten, die wir innerhalb unserer Grenzen haben, hinzu. So erweitern wir unsere Möglichkeiten und vergrößern den Kokon, in dem wir uns bewegen. Durch diese Erweiterung unserer veränderlichen Grenzen erhöhen wir zwangsläufig die Zahl der Berührungspunkte mit den unveränderlichen.

Wer einen Sport wie Bergsteigen oder Wildwasserfahren betreibt, erweitert dadurch sicherlich seine veränderlichen Grenzen. Gerade dadurch wird er, mehr als viele andere Menschen, immer wieder in Berührung mit seiner Sterblichkeit kommen; einer unveränderlichen Grenze. Auch wenn wir unsere geistigen Grenzen erweitern, werden wir in Kontakt mit fixen Grenzen kommen.

So beinhaltet die Wachstumsmetapher schließlich auch die Anerkennung der Tatsache, dass über einen bestimmten Punkt hinaus Wachstum im Sinne einer Erweiterung nicht mehr möglich sein kann, weil wir mit Grenzen konfrontiert sind, die wir nicht zu überwinden vermögen. Davor können wir uns schützen, indem wir unseren Kokon wieder enger um uns ziehen und in seinem Schutz die festen Grenzen verleugnen. Oder wir stellen uns ihnen und akzeptieren, dass sich damit die Richtung unseres Wachstums zwangsläufig nach Innen verändert. Solches Wachstum bedeutet nicht länger, größer zu werden, sondern innerlicher; menschlicher.

Einige unveränderliche Grenzen betreffen alle Menschen gleichermaßen: Krankheit, Alter, Tod. Andere sind sehr unterschiedlich, der Rahmen unveränderlicher Grenzen kann für Slumbewohner, Gefängnisinsassen oder behinderte Menschen in Wohnheimen sehr eng sein. Damit sind häufig auch der therapeutischen Arbeit Grenzen gesetzt, denn wenn Menschen in der therapeutischen Situation Möglichkeiten ahnen, die sie in ihrem beschränkten Alltag nicht verwirklichen können, werden sie sich irgendwann bewußt oder unbewußt der Therapie entziehen.

„Es mag sein, dass es in Langzeittherapien mit geistig behinderten Menschen eine Phase gibt, in der der Fokus nicht länger auf Ausdehnung, auf Erweiterung des Rahmens gerichtet sein muss, sondern vielmehr auf Konsolidierung – festhalten des Erreichten und sich einrichten im Möglichen. Selbst dies wird nicht immer gelingen.

Auch das ist nicht auf geistig behinderte Menschen beschränkt. Wir alle werden auch wieder kleiner, wenn wir älter werden. Ich glaube nicht, dass wir deswegen aufhören müssten zu wachsen. Wir wachsen nur anders.“ *8)

Grenzen der Wachstumsmetapher

Wenn „Wachstum“ ein Mythos ist, so ein vielschichtiger und anregender Mythos; eine Metapher, die viel umfasst, aber natürlich nicht alles umfassen kann. Der Begriff sagt wenig über die gesellschaftliche und soziale Einbindung des wachsenden Menschen.

So kann er kaum weiterhelfen bei der Klärung einer Frage, die vielleicht zu den wichtigsten gehört, mit denen Therapeuten konfrontiert sind. Einer Frage, auf die es wahrscheinlich nie eine verbindliche Antwort geben wird: Wohin soll das Wachstum führen? Sind Therapeuten gehalten, die Pflanze nur zu begießen und die Richtung ihres Wachstums ihr selbst zu überlassen oder ist es erlaubt, vorsichtig einen Ast zu beschneiden, einen anderen in der Entwicklung besonders zu unterstützen? Wollen wir wildwucherndes Gebüsch, Bonsais oder irgendetwas dazwischen?

Angesichts der emotionalen Verarmung und der Gewalt in unserer Gesellschaft kann es auch zu unserer Verantwortung als Therapeuten gehören, individuelles Wachstum in bestimmte Richtungen zu lenken. Auf diesem Weg ist ohne Zweifel jeder Schritt gefährlich - doch es könnte eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, uns dieser Gefahr zu stellen.

Um ankommen zu können, muß ich eine Vorstellung des Ziels haben. Auch, wenn sich diese Fragen letztlich nur individuell beantworten lassen, kann der Weg zu solcher Antwort nur in dem Versuch liegen, sich ein Bild davon zu machen, wie der Mensch sein und wohin sein Weg führen sollte. Wenn wir uns unterfangen, Wachstum zu lenken, bedarf es der Grundlage eines gestalttherapeutischen Menschenbildes, einer humanistischen Anthropologie.

Im zweiten und umfangreicheren Teil ihres Aufsatzes geben Martina Gremmler-Fuhr und Reinhard Fuhr mit der Entwicklung ihres Stufenmodells einen kühnen Anstoß in diese Richtung. Ungeachtet aller Differenzen im Detail ist das ein Verdienst ihrer Arbeit.

Anmerkungen

*1) FUHR, R./ GREMMLER-FUHR, M.: Wachstum - vom Beschwören eines Mythos zur Unterstützung von Qualität in der Gestalttherapie; in: STAEMMLER, F.M.[Hg.] (2001): Gestalttherapie im Umbruch. Köln (Ed. Humanistische Psychologie); 91

*2) Die Auseinandersetzung mit diesem Modell ist nicht die Aufgabe des vorliegenden Artikels. Dessenungeachtet möchte ich hier einen interessanten Gedanken von J. Latner anführen. Ausgangspunkt des Fuhrschen Stufenmodells ist die Nicht-Dualität, die All-Einheit. Latner stellt diese (m.E. ebenso plausibel) als Endpunkt der Entwicklung dar, wobei er vom Begriff des Wachstums ausgeht. Wachstum bedeutet in Latners Definition: „die Fähigkeit, Gestalten mit immer größerer Komplexität zu bilden. ... Gestalten bilden heißt Ganzheiten bilden.“ Gefunden bei: YONTEF, G.M. (1999): Awareness, Dialog, Prozess - Wege zu einer relationalen Gestalttherapie. Köln (Ed. Humanistische Psychologie); 228 (Zitat).

*3) FUHR / GREMMLER-FUHR; a.a.O., 96.

*4) a.a.O., 95.

*5) Diese Definition entnahm ich leicht verändert meinem eigenen Buch, in dem ich eine „therapeutische Haltung“ gegenüber geistig behinderten Menschen beschreibe, wobei „Wachstum“ ein zentraler Begriff ist. Auch viele der folgenden Gedanken sind in diesem Buch angelegt. Vgl.: MICKNAT, J. (2002): Gestaltheilpädagogik - der Umgang mit dem Trauma der geistigen Behinderung. Bergisch-Gladbach (Ed. Humanistische Psychologie).

*6) FUHR / GREMMLER-FUHR; a.a.O., 87.

*7) Vgl. z.B.: GERSPACH, M.: Hyperaktivität aus der Sicht der Psychoanalytischen Pädagogik; in: PASSOLT, M.[Hg.] (2001): Hyperaktivität - zwischen Psychoanalyse, Neurobiologie und Systemtheorie. München, Basel (E. Reinhardt).

GEBAUER, K. / HÜTHER, G. (2001): Kinder brauchen Wurzeln - neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung. Düsseldorf; Zürich (Walter).

*8) MICKNAT; a.a.O., 239

Jochen Micknat